

wenn meine Haut so dunkel gewesen wäre wie die der Sudanesen. Dass ich heute nicht in einem sudanesischen Massengrab liege, verscharrt unter anderen Kriegsoffern, habe ich nur meiner hierzulande exotischen Hautfarbe zu verdanken. Einerseits sah ich mit meiner weißen Haut nicht so aus, als wäre ich in irgendeiner Form in den Bürgerkrieg verwickelt. Herrscher und Militärs wissen zu dem, dass sie gut daran tun, die Regierungen der westlichen Länder nicht zu verärgern. Ein toter Deutscher wäre für die sudanesishe Regierung womöglich ein kleineres diplomatisches Problem gewesen, das es zu verhindern galt. Ich genoss in meiner Situation zwar eine gewisse Immunität, doch weiß ich heute, dass ich diese nicht zu sehr hätte ausreizen sollen. Es hätte alles ganz schrecklich schief laufen können. Schließlich wurde ich aus meiner Zelle geholt und durfte den Aufsehern meine ganze verrückte Geschichte erzählen. Niemand glaubte mir, dass ich es im Alleingang geschafft hatte, durch das Kriegsgebiet zu reisen. Ich machte ihnen keinen Vorwurf. Ich konnte es ja selbst kaum glauben. Doch so beeindruckt sie auch von mir waren, ihre Zuneigung mir gegenüber hielt sich dennoch stark in Grenzen. Ich versuchte ihnen klar zu machen, dass ich nur auf der Durchreise war und bitte so schnell wie möglich weiter in Richtung Süden reisen wolle. Doch damit stieß ich bei den Soldaten einstimmig auf Granit. Sie hatten bereits entschieden, dass ich wieder zurück nach Ägypten gehen müsse. Sie würden mich auf den nächsten LKW laden und in den Norden deportieren. Das gehörte jedoch nicht in meinen Plan. Ich war doch nicht so weit gekommen, um jetzt wie ein getretener Hund wieder zurück zu kriechen. Was sollte ich erneut in Ägypten? Ich wollte um jeden Preis weiter flussaufwärts. Ich hatte doch bewiesen, dass ich auf mich selbst aufpassen konnte. Trotzgerklärte ich ihnen, dass sie mich nicht aus diesem Gefängnis herausbekommen würden, wenn ich nicht meinen eigenen Weg gehen durfte. Die Antwort war eindeutig. Ich kam zurück in meine Zelle. So selbstbewusst und schnippisch ich mich auch vor den Soldaten und mir selbst gab, in meinem Inneren sah es ganz anders aus. Ich hatte mich auf sehr dünnes Eis begeben und wusste nicht, wie lange es mich noch tragen konnte. Nun sah ich als Konsequenz meiner zweiten Nacht in einem Gefängnis entgegen. In einem sudanesischen Gefängnis, irgendwo am Arsch der Welt. Stunde um Stunde kroch mir die Verzweiflung tiefer in die Eingeweide. Ich ermahnte mich, jetzt bloß nicht an Yvonn zu denken. Das würde alles nur noch viel schlimmer machen. Natürlich dachte ich pausenlos an Yvonn. Und die Sehnsucht schraubte sich ins Unermessliche hoch. Ich dachte daran, wie ich sie einfach so verlassen hatte. Dass sie mich nun mit großer Wahrscheinlichkeit hasste und dass ich es vielleicht nie wieder gut machen könnte. Yvonn war nicht meine erste Begegnung mit der Liebe. Vor ein paar Jahren hatte ich einen Sommer in Norwegen verbracht. Auf einem

Campingplatz lernte ich eine Einheimische kennen, die sich Hals über Kopf in mich verliebte. Für die kurze Zeit, die ich auf dem Campingplatz verbrachte, war sie so etwas wie meine feste Freundin. Etwas zu fest für meinen Geschmack. Ich verließ sie auf ähnliche Weise, wie ich auch Yvonn verlassen hatte. Nur hinterließ ich ihr nicht einmal einen Brief. Ich fuhr weiter in den Norden Norwegens und begann auf einer Farm als Erdbeerpflücker zu arbeiten. Anfangs plagte mich noch ein schlechtes Gewissen, doch das hielt nicht lange an. Ich fand schnell Zerstreung in der zermürbenden Farmarbeit. Immerhin war ich fast noch ein Kind. Ich konnte doch nicht einmal für mich selbst sorgen, suchte nach Abenteuern und nicht nach Liebesbeziehungen. Die Liebe war mir damals so unerheblich vorgekommen. In dieser Nacht im Gefängnis begann ich, meine schnelle Flucht zu bereuen. Diesen Abgang hatte niemand verdient. Nun, da ich wusste, wie es war, jemanden wirklich zu vermissen, lastete mir meine Herzlosigkeit schwer auf der Brust. Es folgten einige sehr zermürbende Tage und Nächte der Streitereien und Verhandlungen über mein weiteres Verbleiben. Das heißt: eigentlich waren es weniger Verhandlungsgespräche als vielmehr störrisches Bitten meinerseits, mich gehen zu lassen. Natürlich war ich mir vollkommen darüber im Klaren, dass es nahezu hoffnungslos war. Ich kannte meine Rechte. Ich hatte hier absolut nichts zu melden oder gar Forderungen zu stellen. Ich war in ein Kriegsgebiet eingedrungen und wollte nicht mit den Militärs kooperieren. Obwohl ich um die vollkommene Idiotie meiner Forderungen wusste, hörte ich nicht auf zu diskutieren und zu versuchen, sie zu überreden. Immerhin brachte ich meine Gefängnisaufseher und die Offiziere nach einiger Zeit dazu, mich in die Überlegungen, was mit mir zu tun sei, einzubeziehen. Meine Sturheit hatte sich am Ende tatsächlich ausgezahlt. Einzig das arrogante, selbstsichere Auftreten eines verwöhnten Weißen half mir dabei, meinen Willen durchzusetzen und mir Respekt zu verschaffen. Schließlich willigten sie ein, mich zwar nicht auf eigene Faust den Nil erkunden zu lassen, aber mich zumindest Richtung Süden fortzuschicken.

## Fliegender Metallschrott

**D**ie letzte große Stadt im Süden des Südsudans trägt den schönen Namen Juba. Dieses kleine Fleckchen Erde war zu der Zeit nicht so massiv vom Bürgerkrieg unterjocht und so war es für mich eine gute Adresse, um der allgegenwärtigen Gefahr im Norden zu entkommen.

In Juba, so versprach man mir, sollten mich weniger Kämpfe und mehr Kultur

erwarten. Mir sollte es recht sein. Meine Ausreise aus dem Kriegsgebiet sollte mit einem Militärflugzeug erfolgen, welches eigentlich für den Transport von Lebensmitteln, Waffen und anderen nützlichen Gegenständen gedacht war, doch ein störrischer Tourist würde hier auch noch ein Plätzchen finden. Vermutlich zählten sie im Militärlager bereits die Minuten, bis die langnasige Nervensäge endlich ihr Lager verließ. Das alte Flugzeug zeigte sich als Pendant zu dem schrottreifen LKW, mit dem ich von Ägypten aus in den Sudan gefahren war. Fensterlos, klapprig, rostig. Eine dieser uralten militärischen Propellermaschinen, die statt einer echten Tür nur eine quietschende Laderampe besitzen. Auf dieser Rampe waren offensichtlich bereits einige Generationen von Waffen und Kriegsmaterialien verladen worden. Während ich langsam das metallene Monstrum bestieg, wurde mir angst und bange. Es machte keinen flugtüchtigen Eindruck, und ich fragte mich, wie dieses klapprige Gestell überhaupt die Kraft aufbringen sollte, um sich in die Lüfte zu erheben. Doch es war meine einzige Chance, in den Süden zu gelangen. Es erschien mir aussichtslos, die Verhandlungen ein weiteres Mal zu entfachen. Jetzt, da die Militärs endlich etwas von ihrer sturen Position aufgegeben hatten. Sie hätten mir vermutlich einen Sack über den Kopf gezogen und mich in einer Nacht- und Nebelaktion auf einen Lastwagen gehievt, der mich so weit weg bringen würde, wie ihn die Reifen trugen. So beschloss ich, der Technik in diesem Ungetüm oder dem, was davon übrig war, voll und ganz zu vertrauen. Mit dieser Strategie war ich bis jetzt ganz gut gefahren. Sobald ich jedoch im Inneren des Flugzeugs auf einer klapprigen Seitenbank saß und mich umschaute, überdachte ich meinen jüngsten Beschluss. Vielleicht hatte ich einmal zu oft leichtsinnig mein Leben aufs Spiel gesetzt. Der düstere Raum war nur spärlich erhellt, doch ich konnte schemenhaft erkennen, was sich außer mir sonst noch im Bauch der Maschine befand. Kleine Lichtkegel strahlten schwach von allen Seiten auf mich herab. Die undichten Metallplatten des Fliegers raubten mir auch noch den letzten Rest Wagemut. Wieso hatte das Flugzeug nur solche riesigen offenen Stellen? Waren es Einschusslöcher von feindlichen Gewehren? Vielleicht waren sie auch nur der Ausdruck dafür, dass es mit der sudanesischen Ingenieurskunst nicht so weit bestellt war. Keine der beiden Varianten hätte mich wirklich beruhigen können. War das hier wirklich eine gute Idee? Würde das Ding es schaffen, vom Boden abzuheben und auch noch so lange in der Luft bleiben, bis wir unser Ziel erreicht hatten? Und was würde passieren, wenn wir über dem Kriegsgebiet des Sudans kreisten? Wäre diese alte militärische Klapperkiste nicht die perfekte Zielscheibe für unsere Feinde? Und, zu guter Letzt: konnte ich den Soldaten trauen, dass sie mich in den Süden flogen? Woher wusste ich denn so genau, dass sie mich nicht doch zurück nach Ägypten brachten?

Ein Teil der Antworten auf meine Fragen kam kurze Zeit später durch die Eingangsluke der Maschine geklettert. Ein Soldat in voller Montur setzte sich neben mich und lächelte mir vorsichtig zu. In seinem Gesicht spiegelte sich ein wenig von meiner eigenen Unsicherheit wider. In kurzen Sätzen und sehr gebrochenem Englisch erklärte er mir, dass wir tatsächlich den Süden ansteuerten. Mehr wollte er mir vorerst nicht erzählen. Sein nervöses Auftreten und seine fahrige Gestik machten mir wenig Mut. Auf meinen fragenden Blick erweichte er sich und berichtete knapp von einigen anderen Flugzeugen, die in der letzten Zeit von dieser Bahn aus gestartet waren. Sie alle waren von der Opposition abgeschossen worden. Erst jetzt bemerkte ich, wie sehr er schwitzte und der Kloß in meinem Hals, der sich schon beim Einsteigen in diese Höllmaschine bemerkbar gemacht hatte, wuchs bei seinen Ausführungen auf die Größe eines Medizinballs an. Meine Hände und meine Stirn waren klitschnass, und ich hatte das starke Bedürfnis, ins Freie zu springen und wegzurennen. Doch es war zu spät. Die Laderampe war geschlossen. Die Propeller waren bereits angesprungen, und wir bewegten uns erst langsam, dann immer schneller, vorwärts. Der Laderaum war erfüllt vom ohrenbetäubenden Lärm des Motors. Doch selbst das konnte meine Zweifel und Ängste nicht übertönen.

Es machte mich wahnsinnig, dass ich in dieser Kiste nicht nach draußen sehen konnte. Ich hatte das ungute Gefühl, dass wir geradewegs in das nächste Hindernis krachen würden. Als wir schließlich vom Boden abhoben, atmete ich erleichtert auf. Ein Problem weniger. Die Maschine flog. Ein kleines Wunder war geschehen. Doch genauso schnell, wie ich aufgeatmet hatte, wurde ich wieder skeptisch. Etwas stimmte nicht. Wir gewannen nicht an Höhe. Oder zumindest nur sehr, sehr langsam. Das Flugzeug befand sich noch immer knapp über dem Boden und würde für jeden Angreifer ein viel zu leichtes Ziel sein. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis wir endlich mit dieser trägen und viel zu schweren Maschine hoch genug waren, um zumindest für die Gewehre feindlicher Soldaten keine direkte Angriffsfläche zu bieten. Ein Luftabwehrgeschütz hätte uns spielend leicht vom Himmel gepflückt. Zum Glück waren solche komplexen Waffensysteme in der Savanne Südsudans nicht zu erwarten.

Dass wir die Gefahrenzone irgendwann verlassen hatten, bemerkte ich an meinem Mitreisenden. Seine verkrampften Finger lösten sich langsam von seinem Gewehr, und er nahm eine würdevolle, aufrechte Position ein. Auch ich streckte Rücken und Glieder. Einmal mehr hatte pures Glück mein Leben gerettet.

Bei meiner Ankunft in Juba spürte ich, wie weit ich bereits in den Süden Afrikas vorgedrungen war. Die Vegetation war hier grüner als im Norden des Landes, trotz des nach wie vor staubigen Erdbodens. In diesem Breitengrad liegt der

Übergang zur Feuchtsavanne, die in die feuchteren Tropenregionen überführt. Die militärischen Auseinandersetzungen im größten Teil des Südsudans schienen hier keinen Einzug gehalten zu haben, und die beklemmende Stimmung war verschwunden. Hier konnte ich das Afrika erleben, das ich mir zu Anfang meiner Reise ausgemalt hatte. Die Unterschiede waren enorm. Alles war so viel lebhafter, einladender, freundlicher. In Juba begann für mich das eigentliche »Schwarzafrika«, welches sich kulturell in Lebensart, Religion und Kleidung deutlich vom islamisch geprägten Nordsudan unterschied. An jeder Straßenecke kam mir die geballte Naturalkultur entgegen gesprungen. Eine Kleiderordnung nach westlichem Vorbild schien es hier nicht zu geben. Die meisten liefen im Adamskostüm durch die Straßen. Ich musste mich wirklich zurückhalten, um nicht loszukichern, als ich den Marktplatz der Stadt betrat. Hier waren die geflochtenen Einkaufskörbe, die sie in den Händen trugen, nicht das Einzige, was hin und her baumelte.

## UGANDA Trampen auf Swahili

**D**a ich jetzt wieder auf mich allein gestellt war und das sudanesisches Militär mich nicht mehr unter seinen Fittichen hatte, war ich gezwungen, mich in Eigenregie um meine Weiterfahrt zu kümmern. Dieses Mal spielte das Schicksal mir jedoch direkt in die Karten.

Ich freundete mich vor Ort mit zwei sehr sympathischen Ugandern an, die wie ich den Plan verfolgten, in ihre Heimat zu reisen, das Nachbarland des Südsudans an seiner südlichen Grenze. Die beiden schwärmten davon, wie wunderbar es werden würde, zu dritt in ihrem LKW das Land zu durchqueren. Immer und überall sprachen sie von ihrem Wagen, der offensichtlich ihr ganzer Stolz war. Gemeinsam planten wir unsere Tour. Einer würde für die Steuerung des Wagens zuständig sein, ein anderer würde für Unterhaltung sorgen und uns Reiselieder vorsingen. Und um alles abzurunden, müsste einer sich natürlich um das leibliche Wohl der Besatzung kümmern.

Unser Plan war fast perfekt. Er hatte nur eine kleine Schwachstelle, die ich ohne weiteres hätte erahnen können. Wie die meisten Fahr- und Flugzeuge in der Gegend schien ihr innig geliebter LKW von einem Schrottplatz entwendet worden zu sein. Verrostet und verbeult wie er war, wurde ich skeptisch. Dieses Mal machte ich mir jedoch keine Sorgen um mein eigenes Leben. Ich war mir sicher, dass das Ding nicht viel gefährlicher sein konnte als ein Moped, das